

# Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Gratis-Beilage: „Gutenberg's Illustriertes Sonntagsblatt.“

Berlin.  
1902. — 50. Jahrgang.

Abonnementpreis für Berlin:  
Vierteljährlich 4.50 Mk.  
Halbjährlich 8.50 Mk.  
Jahrespreis 16.50 Mk.  
Einzelhefte 15 Pfennig.  
Für den Auslandsendung 1.00 Mk. monatlich 12.00 Mk.

Die „Volks-Zeitung“ erscheint täglich zwei Mal mit Morgens und Abends.  
Der Inhalt der Zeit nach dem Stand der Tages- und Wochenblätter.  
Verlag: Carl Wolff in Berlin.  
Vertrieb: Carl Wolff in Berlin.  
W. Hoffmann in Berlin.  
Vertrieb: Carl Wolff in Berlin.  
Vertrieb: Carl Wolff in Berlin.  
Vertrieb: Carl Wolff in Berlin.

## Bildungsfragen in der Schweiz.

Von einem schweizer Parlamentarier wird uns geschrieben:

Wern, 21. Mai.

Die Schweiz hat kein einheitliches Schulwesen. Der Bund hat eine einzige bedeutende Anstalt, die unter seiner Obhut steht und funktionell ist: das Polytechnikum in Zürich. Alle übrigen Unterrichts- und Bildungsinstitute sind kantonale Anstalten, werden von den Kantonen unterhalten, organisiert und beaufsichtigt, höchstens zählt der Bund größere oder kleinere Pflanzschulen. Selbst die Hochschulen in Zürich, Bern, Basel und Freiburg, sowie die Akademien in Aarau, Appenzel, Solothurn und Genève werden aus kantonalen Mitteln bestritten.

Der Bund hat ferner kein Recht, sich in das Schulwesen der Schweiz, das kantonal ist, einzumischen. Dagegen steht ihm die Kompetenz zu, durch eine Revision der Bundesverfassung dem Kanton ein Recht zu erteilen und dem Bunde zu übertragen.

Das ist nun in einem Punkte geschehen. In Art. 27 der Bundesverfassung hat sich der Bund gewisse Vollmachten in Bezug auf den staatlichen Charakter, die Neutralität des Unterrichts und das Bestehen der Volksschule vorbehalten, auf deren Einhaltung die Bundesbehörden großen Wert legen. Über jeder gegenwärtigen Rechte und Befugnisse nicht, selbst wenn sie in der Verfassung stehen.

Damit diesen Forderungen seitens der Kantone nachzugeben werden könnte, bedürfte sie der finanziellen Unterstützung des Bundes. Die Mehrzahl der Kantone ist viel zu arm, um die Volksschulbildung auf gewisse Höhe der Entwicklung zu bringen, welche im Interesse der Selbstregierung eines Volkes unbedingt erreicht sein muß. Diese Aufgabe ist heute allüberall als die richtige anerkannt. Selbst die katholischen Parteien, welche bisher ihre kantonalen Schulverwaltungen eifersüchtig hielten, sind bereit, Bundesunterstützungen in Empfang zu nehmen. Das ist schon eine gewaltige Konfession, zu der sich die katholischen Sonderkantone bereitwillig.

Nun aber ist eine große Schwierigkeit entstanden. Soll diese Pflicht der Unterstützung der Volksschule durch den Bund in der Bundesverfassung selbst oder nur durch ein Bundesgesetz geregelt werden? Die katholischen Kantone wollen jedoch das alljährliche Geldvermögen nicht unbeschränkt annehmen und verlangen deshalb eine verfassungsmäßige Regelung der Subventionenfrage, welche die Grundzüge der finanziellen Verwendung umschreibt; die Gegner dagegen halten die legislative Behandlung immer noch für ausreichend. Da hier einzig verfassungsgemäße und nicht konfessionelle Momente entscheidend sind, ist die Subventionenfrage nur auf dem Wege einer Verfassungsrevision zu lösen, und zwar in möglichst ungewohnter Weise. Dieser Einsicht sollten sich auch die ausführenden Kantone nicht entziehen, denn sie deckt sich mit unserem Verfassungsdenken und unserer gemäßigtesten Entwicklung. Wenn der neue Verfassungsentwurf klar ergibt ist, bedarf es vor der Hand gar keiner gesetzlichen Anzeigehaltung, wie Beispiele auf anderen Gebieten genaugen lehren.

Die Hauptfrage ist die Unterstützung der Volksschule und die Lösung der Volksschule, die nicht nur gefördert, sondern auch mehr verbreitet werden soll. Es sind vorläufig jährlich etwa zwei Millionen Franken in Aussicht genommen, die aber jedenfalls erhöht werden können, wenn das Bedürfnis unbedingt eine höhere Subvention erfordert. Das Schweizer Volksschulwesen ist in einigen Kantonen sehr reichhaltig und hat Aufschwung sehr nötig. Im Laufe der Zeit wird dann auch das höhere Schulwesen mehr in die Sphäre des Bundes getreten und so der Vereinheitlichung näher gebracht werden.

Nachdruck verboten.

## Jugendfreunde.

Roman von Clarissa Lejbe.

Obwohl wie in die glänzenden Räume der Ehrenberg'schen Villa war auch das Leid in das stille Heim Gerda's gedrungen. Frau von Rauschenbach schloß den Tag zu Tag die Sorge um ihres Kindes Gesundheit wachend.

Gerda war nicht mehr die, die sie gewesen. Der innere Kummer zehrte an ihr, sie lag schlief und verfallen aus. Wir müssen einen Arzt konsultieren“, bemerkte Frau von Rauschenbach eines Tages bei Tisch, zu ihrem wie gewöhnlich geizig und theilnahmslos dastehenden Schwiegerjohn. Er richtete seinen wie in sich geklärten Blick einen Augenblick auf seine Frau.

„Richtig Du Dich nicht wohl, Gerda?“ fragte er.  
„O, ganz wohl“, entgegnete sie, aber in ihrem Auge schimmerte es trüb. „Wanna ist zu besorgt.“  
Nein, ich bin nicht zu besorgt“, widersprach Frau von Rauschenbach.

„Ich kenne Dich zu genau, Gerda. Du wirst Dich solange genotvoll beherrschen, bis Du zusammenbrichst.“  
Warum fragst Du denn nicht einen Arzt?“ unterbrach Heilbert sie ungeduldig. „Das Klagen hilft nichts, man muß etwas thun!“ Damit erhob er sich eilig und verließ, Hut und Mantel nehmend, das Haus. — So machte er es jetzt immer. — Die Frauen sahen ihn nur noch beim Mittagstische, Nachts fehlte er so spät heim, daß Gerda schon längst das Bett ausgeschickt und ihr Kissen — ach wie oft, mit Thränen befeuchtet hatte.

Als aber Frau von Rauschenbach das Mädchen nach dem Arzt schickte, hielt Gerda sie davon zurück.  
„Loh das, liebe Mama, laß es. — Glaube mir, mein Arzt kann mir helfen.“

„So sprich wenigstens, was ist's mit Euch?“ rief die alte Dame, deren freundlich-gutmütiges Gesicht auch schon ganz dem eintretenden Abendmatten erhalten den bereits erkrankenden Theil dieses Romans auf Wunsch unentgeltlich nachschickte.

Herr Minister Wölter liebt nach seinem eigenen Eingeständnis das Eisen zwischen zwei Eiheln. Bei dem feste des bergbaulichen Vereins in Offen ist er zur Abwechslung von dem Jollari's-Sessel auf den Kanal-Stuhl gerückt. Er sagte in seiner schon erwähnten Rede: „Wie man vom Kleinen zum Großen forttritt, aber ohne die Entwicklung des Bergbaues wäre die Entwicklung des Bergbaues nicht möglich gewesen. Schreiben Sie darum das Interesse an der Entwicklung des Bergbaues in erster Linie auf Ihre Pflanzschulen und ermahnen Sie nicht darin, das Projekt des Kanalwerkes weiterhin zu verfolgen. Ich zweifle nicht, daß die Macht der Bergbauvereine schließlich stärker sein wird, als die Opposition, die sich heute noch in Deutschland bemerkbar macht. (Beibehalten Bravo.) Die Macht der Bergbauvereine ist immer ein gewisses Maß, aber sie kommt nicht zur Geltung, wenn nicht die Bergbauvereine sich in der nötigen Weise Geltung verschaffen. Das haben Sie bisher getan, und ich hoffe, daß es auch in Zukunft noch mehr geschehen wird.“  
Wann das aber wirklich geschehen wird, hat Herr Wölter nicht gesagt. Vielleicht erhandelt er sich seiner Zeit einmal danach bei dem Großen Willen. Warum hat sich übrigens die preussische Regierung in der Kanalfrage nicht bei den Agrariern, in der nötigen Weise verhalten?

## Capri und die freireinige Vereinigung.

„Ab. Cor.“ liest man:  
Wir hatten der Mitteilung der „Reichs-Ztg.“, daß einem Freireinigen zur Zeit der Reichsversammlung der Grafen Capri der hohen Demut entgegengegriffen. Die „Reichs-Ztg.“ hat daraufhin kurzer Hand erklärt, der Reichsversammlung der „Ab. Cor.“ treue in diesem Punkte. In diese Bemerkung der „Reichs-Ztg.“ schloßen nun wieder einige konservativere Blätter an, und es scheint, als ob nunmehr noch dem Wölter der Reichsversammlung auch auf Rechnung der Freireinigen allerwärts übertragene Mitteilungen in die Welt gesetzt worden sollen. Unser Reichsminister hält demgegenüber sein Demut in vollem Umfange anrecht. Die Gerichte haben inzwischen eine gerichtliche Substantiation der dem Reichsminister Capri war von den Freireinigen, zu denen er präsidiale Beziehungen unterhielt, auch von vornherein niemals im Stillen gelassen worden, daß bei der gegenwärtigen der damaligen politischen Verhältnisse für einen einzelnen Freireinigen die Überzeugung eines hohen Reichsministeriums schicklich nicht in Frage kommen könne. Es ist bekannt, daß die persönlichen Beziehungen zu dem Grafen Capri von jenen Theile der Freireinigen unterhalten werden, die später die Freireinige Vereinigung bildeten.

Da diese Notiz die Debatte zum Bestimmen bringen wird?  
Kantonsrat in Preußen. Im die Mitte des Monats Mai berechnete der Senat der Staaten zu der Gewerbesteuer (Nr. 1) gut, (Nr. 2) gut, (Nr. 3) mäßig, (Nr. 4) gering, (Nr. 5) sehr gering, (Nr. 6) Winterertrag 25, Sommerertrag 27, Winterertrag 23, Winterertrag 28, Sommerertrag 8, Sommerertrag 29, Juli 29, Ostfriesland 29, Nr. 29, Luzerne 29, Winter 23.

Abgeordneter Baffermann parlamentarische? Aus dem und ein Anhaltsgesamt: Der Reichstagsabgeordnete für Zwickau-Neudorf-Bannewitz, Reichstagsabgeordneter in Mannheim, wird, wie dem Bannfänger Reichstagsrat an Grund eigener Kenntnisse Baffermann mitgeteilt wird, nicht wieder kandidieren.

Die pöbliche Müdigkeit kommt überaus. Herr Baffermann, der erst im 4. Lebensjahre steht, erkrankt sich im Reichstags als Vorsitzender der national-liberalen Fraktion einer sehr angenehmen Stellung und geht zu den fleißigsten Mitgliedern des Reichstages. Sollte diese pöbliche Müdigkeit nicht vielleicht von der Befürchtung hervorgerufen sein, daß ihm bei den Wahlen des nächsten Jahres eine unangenehme Uebertragung bevorsteht? Herr Baffermann

„Du wie Heinz, Ihr seid ganz verwandelt, kaum daß Ihr ein Wort mit einander wechselt. Das muß doch einen Grund haben. Nein, nein, ich laße mich nicht länger mit dem gewohnten „Es ist nichts“ verführen. Ich kann es nicht mit ansehen, wie meine einzige Tochter allmählich zu Grunde geht. Sprich, mein liebes Kind, erleichtere Dein Herz.“  
„Sie halt Gerda's Kopf an ihre Brust gedrückt. Das arme, junge Weib schluchzte leise, aber ihre Lippen blieben stumm. Ihr war, als müße mit dem Ansprechen des Schrecklichen, das sie bedrückte, die Katastrophe über die schuldigen Häupter hereinbrechen. Und doch hoffte immer noch ihr liebedes Herz, Heinz werde in sich gehen, werde zu ihr zurückkehren.“

Gleich nach dem Tode der Ausstellung hatte sie eine Aussprache mit Heinz gehabt. Sie hatte ihm offen ihren Verdacht mitgeteilt, daß die verführerische Dame, von welcher der kleine Maler gesprochen, keine andere als Ellen Ehrenberg sei. „Heinz!“ hatte er zuerst gelangt. Dann aber war er wieder geworden und hatte ihr alles geantwortet. — Die schöne Frau habe seine Bitten erhort und ließe sich von ihm loslassen. „Nichts als ein Anseher!“ — „Ich werde jetzt ein Werk schaffen, wie kein Zweites der Lebenden.“

„Heinz!“ rief Gerda aus tiefer Seele erschrocken hervor. „Tausche mich, künftige Dich selber nicht. Was ist da, thut, ist ein schwerer Lurche gegen mich, gegen Ellen's Mann! Das verzeihst er nie!“  
Heilbert war in einen Sessel gesunken. Sein Auge blickte wie abwesend ins Leere. Schwerte ihm die schöne Gestalt des herrschensüchtigen Weibes vor, deren Züge er mit seinem Weisheit wiederzugeben durfte? —

„Sprich nicht weiter, Gerda!“ weinte er. „Es ist mein Glück, meine Seligkeit, und Niemand — Niemand soll mir das entreißen.“  
„Du phantastest, Heinz — laße Dich — raffe Dich an! das kann, das darf nicht sein.“  
Da hatte er ihre Hand ergriffen und wie im eiserne Schraubwerk festgehalten.

„Wirst Du mich verzeihen, Weib — mich und sie?“  
„Nicht er mit böse aufstimmenden Augen hervor, so daß sie, sobald er sie losgelassen, halb ohnmächtig zurücktaumelte. „Du verbiest es Dir — hörst Du? — ich verbiest es Dir.“  
Dann aber, als er sie todbleich mit halb geschlossenen Augen auf den Sopha liegen gesehen, war doch für einen Augenblick die Heile über ihn gekommen. Sie war doch sein Weib, und er hatte nur Liebes und Gutes von ihr erfahren.

„Da war er vor ihr niedergeknien und hatte sie gebeten, ihm zu verzeihen. Sie brauche ja nichts böses zu denken, es sei nur Künstlerbegeisterung, er bete in Allen das Ideal der Schönheit an, und ihre Schönheit bezaubere ihn, — ja, das gestehe er; aber dieser Rausch sei dem Künstler notwendig. Ueber derartige Lutrone müße die Gattin eines Künstlers hinwegsehen, er lehre ja doch wieder zu ihr, zu seinem liebsten sanften Gamsmütterchen zurück.“ — Dine Heilbert'schaft aber könne ein Künstler nun einmal nicht leben, nicht schaffen. Das alles hatte er so in die Ohren geblasen, daß sie nur eins empfanden, den tiefen, das unerste Leben durchdringenden Schmerz, und aus dem dunkelsten Dunkel, das ihre Seele umgab, tauchte nur ein Bild deutlich hervor, das des gleich ihr verathenen Freundes. Wenn auch er erfuhr, was die Gatte soeben gelanden? — Er würde sich nicht in das Unvermeidliche fügen, er würde der Rächer seiner Ehre werden. — Nur das, nur das nicht! — Nein, lieber wollte sie alles schweigend dulden, bis der Rausch verlogen. Darauf hoch, wartete sie — lieber verzeihend. Seitdem war der ganzen Hingegenwartigkeit schweigend gingen sie neben einander her, und Gerda war es, als schäbe sich langsam, langsam etwas Fremdes zwischen sie und den Gatten, etwas Unabsehbares, das doch vorhanden war, und jedes Wort, das sie an einander richteten, fast zur Luft werden ließ. — Frau von Rauschenbach ließ es endlich geschehen, daß Gerda, ohne gesprochen zu haben, sich aus ihren Armen löste. — Die Zeit wird ja doch kommen, wo sie sprechen wird, flüsterte sich die alte Dame, und so Gott will, findet sie das Wort zur rechten Zeit, ehe Unheil geschieht.

Denn ja ging es nicht weiter. Es war die Nacht vor dem Gewitter, und ein Sturm mußte kommen, der endlich aus dem thörichten Dünkel dieser langsam dahinschiebenden Tage erlöste.

wurde 1898 in der Stichwahl mit 10406 gegen 8673 sozialdemokratische Stimmen gewählt. Bei seiner getreue Freundschaftlichen Haltung darf er mit Recht einen Durchfall bei der nächsten Wahl beizurufen.

In den hiesigen Kampf um den Buzer ist die Regierung jetzt mit großem Nachdruck eingetreten. Eine offizielle Kundgebung jagt die andere. Die neueste lautet:  
„In einem Theile der Presse wird wiederholend der Versuch gemacht, nicht nur einer halbigen Erklärung der Regierungsvorlage entgegenzuwirken, sondern auch für eine etwaige Verschleppung der Angelegenheit die Regierung verantwortlich zu machen. Es ist unerheblich bedauerlich zu werden, daß dem Wahre der Reichs-Kommission des Reichstages noch immer nicht entgegen worden ist, was notwendig zu einer Verzögerung der Verhandlungen führen müßte. Dem gegenüber stellen wir fest, daß bereits unter dem 14. Mai die am 10. Mai durch den Reichstagsprotokolle nicht einem besonders das gerichtliche aus der Reichstagsprotokolle in eine größeren Anzahl von Exemplaren der Kommission zur Verfügung gestellt worden ist. Außerdem ist jedem einzelnen Mitglied der Kommission eine inwärtigen im Buchhandel erscheinende deutsche Uebersetzung der Protokolle zugänglich gemacht worden. Die Regierung hat und wird es auch nicht fehlen lassen, die ihr erforderlich erscheinende alsbaldige Veröffentlichung über die Vorlage zu ermöglichen.“  
Man ersieht daraus, daß agrarische Schwünkeln nicht langen Bestand haben.

Das militärische Abnennung eines Reichstagsabgeordneten ist im Zusammenhang mit der Aufhebung des Distriktparagraphen vom Kaiser verfügt worden. Dem Reichstagsabgeordneten für Saarbrücken-Forsbach, Baron de Schmidt, theilte der Kaiser, wie bereits im Abendblatt gemeldet, am Mittwoch Abend bei der Abreise zum Schloß Bellevue mit, daß er ihn zum Rittermeister à la suite des 8. Kaiserregiments in Deutsch erannt habe. — Baron de Schmidt ist derjenige elbisch-baltische Reichstagsabgeordnete, dem der Kaiser (ich) während der Winter im vorigen Herbst die halbjährige Ausübung des Postenparagrafen vom Reichstagsabgeordneten und Naturwissenschaften stirbt und dann einem Berliner Sozialist zufolge bei 1883 in der französischen Kavallerie gedient. Dem Reichstag gehört Baron de Schmidt seit 1898 an.

Der Rücktritt Walden-Kaufmann. Das neue französische Kabinett, welches der Präsident Loubet nach seiner Rückkehr vom Zarenhofe zu bilden haben wird, beschäftigt natürlich schon jetzt die Kombinationen der höchsten Grade. Nach einer Pariser Meldung der „Magdeburger Ztg.“ wird Walden-Kaufmann dem Präsidenten vorzuschlagen als Kabinettschef empfohlen. Der Eintritt des linken Flügel der bisherigen Walde-Fraktion mit Boucard und Barthelemy in neue Ministerium gilt als wahrscheinlich. Die Meldung von der bevorstehenden Ernennung Walden-Kaufmann zum Gouverneur von Indochina wird in eingeweihten Kreisen als unrichtig bezichtigt.

Loubet in Anstalt. Präsident Loubet war mit dem Minister des Aeußeren Delcassé und Gefolge gestern um neun Uhr Abends aus Jaxfoje Ziele auf dem Warschauer Bahnhöfe eingetroffen, wo ihn eine Abordnung der Petersburger Stadtverordnetenversammlung mit dem Bürgermeister Seljanow an der Spitze empfingen und Galt und Brot überreichte. Der von Warschauer Bahnhöfe fuhr der Präsident, wie bereits gemeldet, nach der Kirche der Peter-Pauls-Festung und begab sich sodann nach dem Sitze des französischen Wohlthätigkeitsvereins. Dort empfing Loubet die Abordnungen der französischen Kolonien von Petersburg, Moskau, Riga, Dneip, Warschau und Charkow, welche Albums und Briefen überreichten. Hierauf wählte der Präsident der feierlichen Grundsteinlegung des Ambulatoriums bei. Loubet vollzog die ersten drei Hammerschläge, es folgten Delcassé und Graf Montebello. Der

so bald er sie losgelassen, halb ohnmächtig zurücktaumelte. „Du verbiest es Dir — hörst Du? — ich verbiest es Dir.“  
Dann aber, als er sie todbleich mit halb geschlossenen Augen auf den Sopha liegen gesehen, war doch für einen Augenblick die Heile über ihn gekommen. Sie war doch sein Weib, und er hatte nur Liebes und Gutes von ihr erfahren.

„Da war er vor ihr niedergeknien und hatte sie gebeten, ihm zu verzeihen. Sie brauche ja nichts böses zu denken, es sei nur Künstlerbegeisterung, er bete in Allen das Ideal der Schönheit an, und ihre Schönheit bezaubere ihn, — ja, das gestehe er; aber dieser Rausch sei dem Künstler notwendig. Ueber derartige Lutrone müße die Gattin eines Künstlers hinwegsehen, er lehre ja doch wieder zu ihr, zu seinem liebsten sanften Gamsmütterchen zurück.“ — Dine Heilbert'schaft aber könne ein Künstler nun einmal nicht leben, nicht schaffen. Das alles hatte er so in die Ohren geblasen, daß sie nur eins empfanden, den tiefen, das unerste Leben durchdringenden Schmerz, und aus dem dunkelsten Dunkel, das ihre Seele umgab, tauchte nur ein Bild deutlich hervor, das des gleich ihr verathenen Freundes. Wenn auch er erfuhr, was die Gatte soeben gelanden? — Er würde sich nicht in das Unvermeidliche fügen, er würde der Rächer seiner Ehre werden. — Nur das, nur das nicht! — Nein, lieber wollte sie alles schweigend dulden, bis der Rausch verlogen. Darauf hoch, wartete sie — lieber verzeihend. Seitdem war der ganzen Hingegenwartigkeit schweigend gingen sie neben einander her, und Gerda war es, als schäbe sich langsam, langsam etwas Fremdes zwischen sie und den Gatten, etwas Unabsehbares, das doch vorhanden war, und jedes Wort, das sie an einander richteten, fast zur Luft werden ließ. — Frau von Rauschenbach ließ es endlich geschehen, daß Gerda, ohne gesprochen zu haben, sich aus ihren Armen löste. — Die Zeit wird ja doch kommen, wo sie sprechen wird, flüsterte sich die alte Dame, und so Gott will, findet sie das Wort zur rechten Zeit, ehe Unheil geschieht.

Denn ja ging es nicht weiter. Es war die Nacht vor dem Gewitter, und ein Sturm mußte kommen, der endlich aus dem thörichten Dünkel dieser langsam dahinschiebenden Tage erlöste.